

Germanische Roßschädel in der bergischen Heimat

von Wilhelm Blankertz

Sonderdruck des „Bergischer Volksbote“ (Burscheider Zeitung)

Zu den ältesten Urkunden unserer Geschichte gehören auch Brauchtum und Denken. Beides ist nirgendwo beharrlicher erhalten worden als im bäuerlichen Leben.

Meine Großmutter war „genau“ - wie sie es selbst nannte - aber sie hat nie gelitten, daß wir Buben dem Acker die letzten Ähren oder dem Baum den letzten Apfel nahmen. „*Das tut man nicht!*“ war ihre Antwort auf unsere Frage: Warum denn nicht? „*Das haben Großvater und Urgroßvater schon nicht haben wollen. Und ihr sollt's später auch nicht leiden! Das ist alte Sitte und Brauch!*“ Den letzten, tiefen Sinn kannte sie nicht mehr. Aber als ich später als Achtzehnjähriger Webers „*Dreizehn Linden*“ las, da fand ich ihn:

*Laßt der Flur die letzte Garbe für des alten Wodan Fohlen,
Laßt dem Baum den letzten Apfel für den alten Wodan selber!
Voller trägt auf's Jahr der Acker, und der Weizen färbt sich gelber.*

Altgermanisches Brauchtum war's, ein Rest heidnischen Götterglaubens, und hatte sich durch die Jahrhunderte harträchtig erhalten und wurde treu gehütet und geübt, auch noch, als der Urgrund längst nicht mehr verstanden war. Ich könnte der Beispiele eine große Menge nennen. Nur noch drei sollen hier stehen, wahllos herausgegriffen. Will ich heute noch jemand anhalten die Wahrheit zu sagen, so rufe ich „*Hand auf's Herz!*“! Daß das „Hand auf's Herz legen“ in altdeutscher Zeit ein bei der Eidesleistung geübter Brauch war, wer weiß es wohl noch? Beim Gähnen hält man immer noch schnell die Hand vor den Mund. So will's „*der Anstand*“. Aber vor Tausenden von Jahren geschah es aus der Furcht heraus, die Seele möchte bei offenem Munde in Gestalt eines grauen Mäusleins ent schlüpfen. Wenn mein kleinster, noch nicht zweijähriger Enkel sich irgendwo und -wann wehgetan, läuft er schluchzend zur lieben Mutter und bittet: Mal blasen! Die tut's, und der Schmerz ist wie „*weggeblasen*“. Die Mutti, die diese Art der Behandlung eingeführt hat, hat natürlich keine Ahnung mehr, daß es sich um den letzten, undeutlichen Rest aus heidnischer Zeit stammenden zauberischen Besprechung von Wunden und dergleichen handelt. Sie hat es von der Mutter und die von der ihrigen. Und alle Mütter üben's und geben's weiter an ihre Kinder und Enkel. Uraltes Brauchtum ist's, und ewiges Erbe bleibt's. „*Aufgeklärte*“ und „*nüchterne*“ Zeiten haben ihren Spott damit getrieben und es doch nicht ausgerottet. Heute gilt's wieder und ist unantastbar. Man führt es zurück auf seinen ursprünglichen Sinn und gewinnt so jene wertvollen Urkunden für der Väter Art und Denken.

Zu solch löblichem Tun sollen die folgenden Ausführungen einen bescheidenen Beitrag liefern. Sie handeln von germanischen Roßschädeln im bergischen Bauernhause. Gibt's so was?

Schon vor Jahren las ich in der Arbeit unseres *Montanus* über die deutschen Volksfeste und Volksbräuche die Notiz, daß man auch bei uns im Bergischen „*öfters einen Pferdekopf über der Türe der Viehställe, unter der Hausschwelle und im Gesimse der Gebäude findet*“. Von ihm übernahmen sie 1854 *Voßnack* und *Czarnowsky* in ihrem Buche der „*Kreis Lennep*“ und bezogen sie insbesondere auf Hückeswagen, „*wo man in den Firsten mancher Häuser Pferdeköpfe aufbewahre. Man hoffe, durch diesen Gebrauch dem betreffenden Hause Glück zu sichern*“. *Otto Schell* (Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins 1895 S. 31) berichtet im Anschluß daran: „*Nach der brieflichen Mitteilung eines auswärtigen Gelehrten soll in der Nähe von Hückeswagen auch die bekannte sächsische Giebelkrönung - geschnitzte Pferdeköpfe - vorkommen oder noch unlängst vorgekommen sein*“. Jetzt hub, durch *Otto Schell* veranlaßt, ein Forschen und Fragen der Geschichts- und Heimatfreunde an. Aber es blieb ohne Erfolg, nur *R. Keller* konnte (S. 90, 91) „*aus zuverlässiger Quelle*“ mitteilen, daß im First eines Gebäudes zu Katern, Bürgermeisterei Hückeswagen, heute noch ein Pferdeschädel aufbewahrt wird. Die Monatsschrift brachte dann 1897, S. 22, noch folgende Notiz: „*In Remlingrade, in der weiteren Nachbarschaft, allgemein das Hexenland genannt, bestand seit alter Zeit die Sitte, einen Pferdeschädel auf dem Speicher der Bauernhöfe aufzubewahren*“. Wurde das versäumt, oder der Kopf entfernt, so glaubte man allgemein, die bösen Geister erhielten dann auf einem solchen Hof Gewalt und behexten das Vieh. Um das Jahr 1870 herum predigte *Pastor Conrad* in Remlingrade einmal heftig gegen diesen Brauch; das wirkte. Die Bauern schafften die Pferdeköpfe aus ihren Häusern. Mancher soll aber nach der Zeit wieder heimlich einen Pferdekopf auf den Söller gebracht haben. *Schell* fügte später, nach den Mitteilungen eines alten Mannes noch hinzu: „*Ein Bauer in der Nähe von Radevormwald hatte einen Pferdekopf auf seinem Speicher hängen. So lange dieser dort hing, wurde er vom Glück heimgesucht. Später kaufte ein anderer Bauer das Gut.*“

Als er den Kopf auf dem Speicher fand, warf er ihn sofort heraus. Aber nun verfolgte ihn das Unglück. Er holte infolgedessen den Kopf wieder herein und brachte ihn an seinen alten Platz. Sofort kehrte das Glück wieder bei ihm ein“.

Schon seit 30 Jahren haben die Hückeswagener Roßschädel es mir angetan. Nachforschungen blieben erfolglos, genaueres erfuhr ich nicht. Erst in jüngster Zeit kam die Gewißheit. Als Archivpfleger fand ich auf unserem Schloß ein dünnes Heft mit der Aufschrift: Ortschronik. Was es an Ortsgeschichte enthielt, war überaus dürftig und ungenau; aber über unsere Pferdeköpfe brachte es den so lang ersehnten Aufschluß.

Am 7. Juni 1892 wandte sich ein Düsseldorfer Forscher, der über die letzten Wildpferde in Deutschland schreiben wollte, an Bürgermeister *Langenfeld* und bat um Auskunft über unsere Roßschädel. Zum Beweise, daß sie vorhanden gewesen seien, berief er sich auf keinen Geringeren als *Jacob Grimm* und nannte dessen Mythologie S. 625 - 626 und 1194. Ich habe sie dort weder in der 1. noch 4. Ausgabe, die ich durchsah, gefunden. Der Stadtbürgermeister gab das Schreiben an seinen Kollegen *Hagenkötter* auf dem Lande, bemerkte aber schon dazu: „Vor mehreren Jahren habe ich einmal in dem Dachraum eines Bauernhauses in der Nähe der Schule *Busenbach* einen Roßschädel gesehen“. Nun wurde die Anfrage naturgemäß an den Lehrer *Hörster* zu *Busenbach* weitergeleitet. „Wahrscheinlich“, so setzte *Hagenkötter* diesen auf die Fährte, „befindet sich der Schädel in dem *Richelshagen'schen Hause zu Busenberg*“. Und nun folgte auch prompt der ausführliche Bericht des Lehrers vom 23. Juni 1892: „Auf Grund der Erkundigungen, die ich teils selbst, teils durch die Schüler und deren Eltern einzog, kann ich über das Vorkommen u. s. w. der Pferdeköpfe folgendes feststellen: Wirkliche Pferdeköpfe befinden sich jetzt noch in den Dachräumen folgender Höfe: *Busenbach, Wohnung August Kretzer, Sonnenschein (W. Bertus); Niederwinterhagen (G. von der Heiden); Dörpe (W. Abstoß); Langenbusch (C. Kirschsieper); Großkatern (5 Köpfe in mehreren Häusern); Röttgen (F. Schneider); Hammerstein (Kunz)*. Den Pferdekopf in der *Busenbach* habe ich mir selbst angesehen. Derselbe hängt an einem waagrecht liegenden Balken am höchsten Giebel des Dachraumes. Das Ganze ist heute kaum noch als Pferdekopf kenntlich, indem der obere Teil, da wo Augen, Ohren und Halsansatz waren, sehr eingetrocknet, vermodert und vom Ungeziefer zerfressen ist. Die Kiefer sind losgelöst und der Oberkiefer nicht mehr vorhanden. Durch eine Augenhöhle ist eine Kette gezogen und daran der Unterkiefer, der von den Fleischteilen vollständig entblößt ist, befestigt. Über die Bedeutung der Köpfe hörte ich folgendes: Häuser mit derartigen Köpfen sind gegen besondere Unglücksfälle, wie Blitzschlag, gesichert. Einen besonderen Schutz erhält der Viehstall, indem das Fallen der Tiere verhindert, Seuchen abgehalten werden und die Fruchtbarkeit der Tiere erhalten wird. Jedoch haben die Bewohner daran zu glauben und folgende Bräuche streng auszuführen: Samstags muß das Ausmisten des Stalles und das Ausfahren von Dünger unterbleiben. Am Heiligen Abend, dem 24. Dezember, vor 12 Uhr abends, muß die Mistgabel 13 Tage aus dem Stall entfernt bleiben, und die Viehstreu darf nur mit der Hand oder einem Stock bearbeitet, aber kein Dünger ausgeworfen werden. Wo diese Dinge keine Beachtung finden, kommen häufiges Fallen der Tiere und Verkalben vor. Hölzerne Pferdeköpfe an den Giebeln gibt es jetzt nicht mehr. Ein vor drei Jahren hier niedergelegtes Haus hatte noch die unförmigen, verwitterten Stümpfe an der Spitze des Giebels. Von einer Bedeutung derselben habe ich aus dem Munde der Leute nichts erfahren können“.

Da haben wir in Hückeswagen ein Stück germanisch-heidnischen Volksbrauches in fast ungetrübter Reinheit: Zwölf Roßschädel auf acht Höfen noch 1892 am Firstbalken des Daches befestigt, und zwar am Ostgiebel! 1889 als Giebelkrönung zwei gekreuzte hölzerne Pferdeköpfe, uralte und verwitterte! Der *Busenbacher Schädel* ist vor Alter vermodert und zerfressen! Jahrhunderte lang hat er hier wohl gehangen. Die Roßschädel verliehen Schutz vor Unglück, besonders vor Blitzschlag, sie behüteten das Vieh vor Krankheiten! Aber man muß an ihre Wirkung glauben und den alten Brauch ehren und üben, namentlich in den heiligen zwölf Nächten, in denen geheimnisvolles Brauchtum herrscht! Auch *Voßmark* und *Czarnowsky* erwähnen (S. 126) ähnlichen Brauch: „An bestimmten Tagen durfte kein Dünger gefahren werden, und das war sogar in Pachtverträgen bedingt“; und erklärend fügen sie hinzu: „Hierbei hat sich, vielleicht unbewußt, eine Überlieferung aus heidnischer Zeit fortgepflanzt“.

Ich selbst bin im letzten Jahre den Hückeswagener Pferdeschädeln weiter nachgegangen und habe Dutzende Bauern ausgefragt. Auf rund 30 ihrer Höfe sind sie heute noch sicher nachzuweisen; ich nenne vor allen als neue: *Lüdorf, Bergerhof, Engelshagen, Pixberg, Pixweg, Teventhal, Vormwald, Heide bei Kammerforsterhöhe*, weil hier die Erinnerung daran besonders lebhaft war. Viele der Bauern haben sie in ihrer Jugend persönlich gekannt. Ein Alter versicherte mir, daß sie fast auf jedem Hof vorhanden gewesen seien; andere haben von ihren Vätern und Großvätern davon gehört. Noch 1906 hing in *Großkatern* einer wie üblich am Firstbalken des Hauses und war mit einer Kette befestigt. Auch die aus Holz geschnitzten Pferdeköpfe als Krönung des Ostgiebels leben noch heute deutlich in Erinnerung der bäuerlichen Großväter.

Jetzt, in der Gegenwart, sind weder wirkliche Schädel noch ihre Nachbildungen auf unseren Höfen mehr zu finden. Wie in der Radevormwalder Gegend, so war es auch hier: Pfarrer eiferten gegen den heidnischen Brauch und ängstigten die Seelen; aber noch schärfer wurde der Kampf gegen sie, als die außerkirchliche Gemeinschaftsbewegung bei den Bauern Anhang fand und ihr Handeln bestimmte.

Aber nur die Köpfe selbst verschwanden, das alte Brauchtum, das sie umrankte, blieb auch losgelöst lebendig und wird noch heute, namentlich zur Zeit der heiligen 12 Nächte, treu geübt.

Das alles sind letzte Reste eines ausgeprägten Wodan - Kultes unserer germanischen Väter in Hückeswagen. Wodan war der „*Hundertnamige*“. Er ist der Wüter und Stürmer und als solcher personifiziert er den Sturmwind, der über die Erde dahinbraust. Er ist Totengott, der das Leben schenkt und den Tod bestimmt und bei Windstille in seinem unterirdischen Reiche, im Inneren der Berge weilt, um aus ihnen zur gegebenen Zeit aufs neue hervorzubrechen. Er ist der wilde Jäger und führt das wütende, d. h. Wuotans Heer, der Reiter, der auf wildem Roß die Wolken jagt, daß die Bäume sich biegen, wie wenn der stärkste Sturmwind ginge, und man glaubt, ihn über das Dach des Hauses dahin donnern zu hören. Er ist der Wanderer und trägt als solcher den weiten wallenden Mantel und den großen breitkrepigen Hut, der ihm bis auf die Achseln herunterhängt. Er ist der grimme Gott der Nacht, des Todes und des Totenreiches. In dem allen ist er der Düstere, Grausige, vor dem der arme ohnmächtige Mensch in Furcht erschauert, den er durch sein Opfer zu versöhnen sucht.

Er ist aber auch sein Freund, der Verleiher des Glücks, des Reichtums, und geheimer Weisheit mächtig. Sein Segen gilt auch dem Bauer. Wenn er in den „*Heiligen Zwölfen*“ durch die Lüfte braust, dann fegt er das kranke, dürre Astwerk der Fruchtbäume wie Spreu hinweg und schafft dem neuen Leben Licht und Luft. Dann muß alles Spitze (wie Mistgabel!) entfernt werden, damit *Sleipna*, sein achtfüßiges Roß, sich nicht verletze. Er jagt die Wolken, bis sie den Fluren ihr erfrischendes Naß spenden und lenkt den Blitz nach seinem Willen. Er fegt den finsternen Himmel rein und läßt die Sonne kommen, daß ihre Strahlen das Wachstum der Saaten fördern. Er beschützt die Pflanzen, daß sie gedeihen, er segnet die Ernte, die Herden. Er treibt im sanften Wind den Blütenstaub auf die Narben, damit die Frucht werde; ohne Wind verscheint das Korn, je mehr Wind, je mehr Korn: das ist uralte Bauernweisheit. Darum galt der Landstrich, über den das wilde Heer hinweg zog, für den kommenden Sommer als besonders fruchtbar. Der Bauer, der nur um Sonnenschein, nicht um Wind bat, bekam kein Korn. Der Wind fegt die Luft rein und verscheucht die Krankheiten bei Menschen und Vieh, in Haus und Stall. Das war die Lichtseite des Gottes, und darum spendete man ihm gern von der Ernte Segen das Opfer des Dankes und der Freude: Die letzte Garbe des Feldes gehörte seinem Fohlen, des Baumes letzter Apfel ihm selber. Der Geizhals, welcher der Flut die letzten Ähren raubte, blieb ungesegnet. Bei den Frühlings- und Erntefesten gab man ihm einen Teil der Herden zurück, indem man ihm das Wertvollste, Rosse und Rinder, opferte. Die Schädel der geopferten Rosse hing man bei gemeinsamer Feier an die Äste der heiligen Bäume im Götterhain. Der Hauspriester aber hing sie nach dem Opfer der Familie an die Firstbalken des östlichen Giebels, wo die Sonne zuerst seinen Hof begrüßte, daß Wodan sie sehe und auch gnädig vorüberfahre in der Sturmnacht des Winters und im Wetter und Blitz des Sommers.

Und dieser Wodan wurde gerade bei uns am Rheine verehrt. Von hier aus eroberte er sich seine beherrschende Stellung. Wenn Tacitus in seiner *Germania* schreibt: *Von den Göttern verehren sie* (die germanischen Völker) *am meisten den Wodan*, dann hat er dabei die rheinischen Stämme im Auge. Hier liegen seine Berge: Godesberg bei Bonn (947, 973 Wodenesberg) und Gudensberg in Hessen (noch 1154 und 1170 Wudensberg). Den Mittwoch nannte meine Mutter noch den Gostag, den Gudes-, d. h. den Wodanstag. Das ist eine Benennung, die ins 4. oder gar 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurückgeht. Den Namen Odin hat Wodan bei uns nie geführt, und es ist ungeschichtlich, unser Odenholl oder Odenthal bei Altenberg mit ihm in Verbindung zu bringen.

Die Zeit seiner Hauptverehrung bei uns liegt zwischen der *Germania* des Tacitus, die um 100 nach Chr. entstand, und der Bekehrung der Germanen zum Christentum. „*Der Apostel des Bergischen Landes, Suitbertus*“, starb 712 zu Kaiserswerth am Rhein. Um 790 hatte der sächsische Täufling Wodan abzuschwören. Zwischen Rhein und Sachsendgrenze aber wohnten unsere Bauern.

Daß sie Wodan-Verehrer waren, beweisen die Hückeswagener Roßschädel. Dann muß unsere Heimat bereits in heidnischer Zeit - vor 700 nach Chr. - von Bauern besiedelt gewesen sein; denn zur christlichen Zeit ist ein Auf- oder gar Hochkommen eines Wodankultes ausgeschlossen. Daß diese Bauern auch später ihren alten Glauben nicht wegwarfen wie ein abgetragenes Gewand, sondern an ihm festhielten als einer Vätererbe, entspricht ihrem germanischen Charakter. Ein Gleiches ist uns oft und aus allen Gauen unseres Vaterlandes bezeugt. Anzunehmen, daß sie Wodanverehrer geblieben wären, geht nicht an, aber der Väter Brauchtum, das sich um des alten Gottes Wesen und Walten rankte, erhielt sich durch die Jahrhunderte, auch losgelöst von seinem religiösen Ursprung. Denn nichts ist zäher als bäuerlicher Brauch und bäuerliches Denken.

Dieser Wodankult mit seinen Pferdeköpfen und ihrer Nachbildung in Holz als Giebelkrönung ist niedersächsisches Gedankengut. Bei uns ist er, soweit ich sehe, nur für die Ostgrenze unserer Bergischen Heimat, in der Radevormwalder und ganz besonders in der Hückeswagener Gegend, nachgewiesen. Das aber besagt, daß die ersten Siedler dieser Gebiete sächsischen Blutes gewesen sind.

Mit dem 6. Jh. schon, so meldet die große Geschichte, befanden sich die Sachsen in langsamer aber stetiger Bewegung nach Westen, dem Rheine zu. Zur gleichen Zeit strebten die Franken nach Osten. Das führte schon bald zu gegenseitigem Aufeinanderstoßen und zur Karolinger Zeit zu den bekannten kriegerischen Auseinandersetzungen. Mit dem Siege Kaiser Karls wurde der fränkische Einschlag der Siedler natürlich vorherrschend, aber noch heute sitzt bei uns eine Bevölkerung, der man die gesunde Mischung aus sächsischem und fränkischem Blute sowohl in der äußeren Erscheinung als auch in der charakterlichen Haltung deutlich anmerkt.